№ 17. Jüdisches 1885.

Familien-Blatt.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Inhalt: „Lehre, Herr, mich meine Tage zählen." Von Dr. J. Goldschmidt=Weilburg. — Judith oder das Perlenhalsband. Erzählung. (Fortsetzung). — Jüdische Silhouetten aus Galizien. Von Nathan Samuely. XVIII. „Nur nicht jüdisch!" (Schluß.) — Auch ein Duell. Eine wirkliche Begebenheit von Lehrer Mannsbacher. — Das Peßach=Geschenk des Rabbi. — Aus dem Spruchschatz des Talmud. Poetisch übertragen von Max Weinberg. — Räthsel=Aufgaben und Räthsel-Lösungen.

„Lehre, Herr, mich meine Tage zählen."

(Zur Sephirah.)

Auf blick' ich zu Deinen ew'gen Höhen,
Blicke in das ew'ge Reich der Seelen,
Und der Brust entsteigt ein glühend Flehen:
„Lehre, Herr, mich meine Tage zählen!"

Ach, mein Leben flüchtig es enteilet!
Selbst die Jahre, die ich lebe, stehlen
Mir die Jahre, die mir zugetheilet:
„Lehre, Herr, mich meine Tage zählen!"

Soll das Leben ich verachten, hassen?
Soll in leeren Worten ich es schmälen?
Soll ich es in Sinnenlust verprassen? . . .
„Lehre, Herr, mich meine Tage zählen!"

Mensch, nicht hasse, nicht verpraß' Dein Leben!
Nein, der Gottheit sollst Du es vermählen!
Flüchtig nicht die Jahre mir entschweben
„Lehrst Du, Herr, mich meine Tage zählen".

Dr. J. Goldschmidt=Weilburg.

Judith, oder das Perlenhalsband.

Erzählung aus dem russisch=jüdischen Leben.

Von Emilia P . . . . r.

VIII.

Das Wiedersehen und vor dem Kaiser.

Auch in Petersburg hatte Judith durch eine Empfehlung der Kiewer Verwandten privatim beste Aufnahme gefunden. Es war dies bei einer jüdischen Familie, die dem schönen, aufopferungsvollen, unglücklichen Mädchen wärmste Sympathie entgegenbrachte. Obgleich es auch erwachsene Söhne des Hauses gab, die mit ihrer Bewunderung für die schöne Fremde kaum zurückhielten, war doch Judith, durch ihre Situation und dem Nimbus, der sie gewissermaßen umschwebte, gefeit gegen jede Zudringlichkeit. Meist still und in sich gekehrt, wartete sie der Antwort mit innerer Unruhe, die sie verzehrte. Fieberhaft glänzten ihre Augen und eine fast hektische Röthe brannte zumeist auf ihren Wangen.

Gewöhnlich saß sie an einem der Fenster des von jener Familie bewohnten Hauses, welches auf der Apothekerinsel, mit in der schönsten Gegend von Petersburg lag, und schaute auf die Newa und ihr geschäftiges Treiben. Angesehen und begütert waren Judith's Gastfreunde und es mangelte ihr an nichts. Ruhig auch ließ man sie gewähren und so saß sie auch heut auf ihrem Lieblingsplatz, als das Rollen eines Wagens sie aufhorchen machte. Sie schaute hinaus und sah der haltenden Troika eine hohe Männergestalt entsteigen. Ihr Herz klopfte stürmisch. Sie drückte ihre Hand dagegen. Stimmengemurmel näherte sich der Thür des Gemaches, in dem sie gerade allein verweilte. Die Thür öffnete sich, Judith wandte den Kopf, jene Gestalt stand vor ihr.

„Judith, mein Kind, mein Liebling!" rief Samuel, denn er war es, und breitete weit seine Arme aus.

Mit einem lauten Aufschrei stürzte sich Judith in diese, um gleich darauf bewußtlos an des Vaters Brust zu liegen.

„Der freudige Schreck hat sie getödtet!" rief Samuel außer sich, das matt zur Seite gefallene Haupt emporrichtend. Das Antlitz war bleich, die Augen geschlossen, aber Besprengung mit kaltem Wasser und starkduftenden Essenzen brachte sie doch bald wieder zu sich. Dann klammerte sie sich fest an den Wiedergegebenen, als fürchtete sie, es wäre nur Traum und sie könne ihn wieder verlieren. Aber Samuel, ihr Alles berichtend, beruhigte sie bald. Ihren blonden Lockenkopf an seine Brust gelehnt, und sein mildes Antlitz über sie gebeugt, so hielten Vater und Tochter das eifrigste Zwiegespräch, Fragen und Antworten wechselnd und Zärtlichkeiten dazwischen austauschend, und unerschöpflich schien der Born, dem sie entquollen. Die Stunden verrannen ihnen wie Augenblicke. Plötzlich aber fragte Judith:

„Doch der Herr General, Vater, wo ist er?"

„Lupus in fabula", sagte da eine tiefe Stimme.

Unbemerkt von den zwei Glücklichen war der General eingetreten, gerade die Frage Judiths nach sich selbst vernehmend. Rasch sprang das Mädchen auf, wie mit Blut übergossen. Auch Samuel erhob sich sogleich. Doch des alten Kriegshelden kühnes Augenpaar haftete nur auf der lieblichen Erscheinung des schamrothen Judenmädchens.

„Tritt näher, Jüngferchen, und reich' mir Deine Hand, bist eine brave Tochter, liebe das", polterte der Graf hervor, seine Rechte ausstreckend.

Bebend, mit niedergeschlagenen Augen legte sie ihre kleine, schmale Hand in die kräftige des alten Haudegens, der sie schüttelte und drückte.

„So, nun sieh' mich auch an, Töchterchen, oder, wie? hast Du so ein schlechtes Gewissen?"

Bei dieser Frage lächelte der General und weidete sich an Judith's Verlegenheit.

„Habe auch hier schon Erkundigungen, ob meines Sohnes eingezogen — geht ihm besser, Gott sei Dank, doch Invalide wird er wohl bleiben," erzählte der General in seiner abgerissenen Weise.

Da hob Judith den Kopf, die schönen, scheuen Rehaugen und strahlte den Grafen an, und neigte sich über seine Hand und küßte sie.

„Unsinn!" schmollte dieser lächelnd, „schöne, rothe Mädchenlippen finden Besseres zum Küssen," und sich zu Samuel wendend, fügte er hinzu:

„Bleibt hier ein paar Tage verborgen, bis Euch Kopf- und Barthaar etwas gewachsen und dann haltet Euch bereit, zur Audienz bei unserem Allergnädigsten Kaiser; — sie auch, Jüngferchen," wandte er sich wieder an Judith. „Gehabt Euch wohl bis dahin!"

Und begleitet von den wärmsten Dankesworten der Beiden, stramm und aufrecht und stolz, als hätte er soeben eine heiße Schlacht geliefert, verließ der gerechtigkeits=

¹) Psalm 90.

liebende Mann wieder das für Samuel und Judith so gastliche Haus.

Einige Tage darauf begab sich der alte General in den Kaiserlichen Palast. Nicht lange ließ man ihn antichambriren, denn der Kaiser war dem Grafen ganz besonders zugethan. Er empfing ihn daher auch äußerst leutselig, bezeugte ihm seine Theilnahme ob seines Sohnes, lobte diesen, dessen Tapferkeit, als ein echtes Reis vom Geschlechte der Urugiewo's, so daß der Graf besten Erfolg für seine Anliegen erhoffen durfte.

Nach längerer Unterhaltung und Verhandlung, führte der Czar den General auch zu seiner hohen Gemahlin, die den braven Alten nicht minder herablassend herzlich begrüßte. Mit heimlicher Freude bemerkte der Graf, daß die hohe Frau mit einem selten schönen Perlenhalsband geschmückt war. Er combinirte sogleich, daß dies nur das betreffende Collier der türkischen Prinzessin Achmeid sein könne und baute darauf seinen Plan. Wie von ungefähr lenkte er, es bewundernd, die Unterhaltung darauf.

„Ja, lieber Graf, es ist ein ganz reizendes Geschmeide“, sagte die Kaiserin lächelnd, „und ich muß gestehen, daß ich es ungemein gern trage“.

„Und erinnern sich Ew. Majestät noch auf den Kauf dieses Halsbandes?“ fragte der General, sich nun an den Kaiser wendend.

„O, gewiß, bester Graf,“ versetzte Czar Nicolaus lächelnd und lebhaft, „Fürst Murawieff brachte es mir aus Odessa. Der Preis war hoch, doch nicht zu hoch, und ein Geheimniß umwob die ganze Sache.“

„Vielleicht dürfte ich im Stande sein, das Gewebe dieses Geheimnisses zu durchhauen,“ äußerte sich der Graf.

„Immer kriegsbereit!“ scherzte der Monarch.

„Mir scheint er mehr diplomatisch, denn das Wort „Gewebe“ erinnert an Intriguenspiel“, bemerkte die Kaiserin dagegen.

„O diese Frauen! Wie klug sie doch die Neugier macht!“ lachte der Czar. „Also General, lassen Sie hören!“

Und der brave, alte Herr berichtete Alles, und nicht unschwer gelang es ihm, die Majestäten zu überzeugen, ihre Herzen zu rühren.

Aber seine Mittheilungen erregten auch den Zorn des Czaren, und da Nicolaus sehr heftiger Natur, so war sein Zorn verzehrend.

Augenblicklich ging ein kaiserlicher Befehl nach Odessa ab, der des Fürsten Murawieff's unverzügliches Erscheinen in Petersburg begehrte. Nach überstandener Reise fand sich dieser auch sogleich im Audienzimmer ein. Als ihn der Czar erblickte, klingelte er sofort, ohne den erstaunten Fürsten nur eines Wortes zu würdigen. Schon im nächsten Augenblick öffnete sich eine andere Ausgangsthür und Samuel und Judith betraten das Gemach.

„Kennst Du diese?“ herrschte nun Nicolaus den Fürsten an. „Hast Du denn dem armen Juden hier die 400,000 Rubel gegeben, für das Halsband, das er und seine schöne Tochter sich ehrlichster Weise in der Türkei errungen?“

Todtenblässe überzog des Fürsten Angesicht. Er taumelte zurück und mußte hinausgeführt werden, doch schon auf der Schwelle des Vorsaals brach er zusammen und fiel zu Boden. Er war todt. Ein Schlagfluß hatte dem Leben des kräftigen Mannes ein jähes Ende bereitet. Als man dies dem Kaiser meldete, zuckte keine Muskel seines ernsten Angesichtes, doch befahl er eine sofortige Auszahlung von 200,000 Rubel an Samuel, und eine noch weitere Verschreibung, so wie eine Niederschlagung jeder weiterer Maßnahmen in Betreff Murawieffs und seiner Gemahlin. Familie, resp. Nachkommenschaft hatten diese ja nicht. Samuel und Judith selbst baten noch um Gnade für die, durch Stolz, Hoffart und Eitelkeit zu üblen Thaten verleitete Fürstin, da sie ja so reich für alle Leiden entschädigt worden. Judith gedachte dabei im Stillen des guten Schamyl, den sie nicht in Ungelegenheit kommen zu sehen wünschte. So entließ das Kaiserpaar Vater und Tochter unter freundlichsten Worten und Wünschen. Beide eilten sogleich zum General, dem gegenüber ihre Dankbarkeit fast keine Grenzen kannte. In seiner liebenswürdig-polternden Art wehrte ihnen der Graf nach Kräften. „Habe nur meine Schuldigkeit gethan, Gerechtigkeit geübt, die Wahrheit an's Tageslicht gebracht“. Und ablenkend fügte er hinzu:

„Habe Urlaub genommen, reise nach dem Kriegsschauplatz, werde meinen Sohn besuchen. Bin schon fertig zur Abfahrt, hoffe auf Wiedersehen in Odessa“.

In Judiths Augen standen Thränen.

„O, so sagen Sie auch ihm unseren Dank“, stammelte sie.

„Werd's besorgen, Mädchen, keine Angst. Halte nur Dich und Dein Herz tapfer, wer weiß, was die Zukunft bringt.“ —

Wie im Traum verließ Judith am Arme ihres Vaters die Wohnung des Generals. Zu zerspringen drohte ihr das Herz, wenn sie der letzten Worte des Grafen gedachte. Waren sie ihm nun Ernst oder Scherz gewesen, Judith wußte ja doch, daß sie Unmögliches involvirten. Sie eine Abtrünnige werden?! Das würde ja dem Vater das Herz brechen! Und welches stille Uebereinkommen auch hatte sie mit ihm geschlossen. So gut, so mild er war, einen Glaubenswechsel würde, könnte er ihr nie gestatten, noch verzeihen. Hier erhob sich die chinesische Mauer, die sie von der Welt des Erreichbaren trennte, deutlich erkannte es Judith von Neuem, denn nicht ein Wort hatte Samuel der letzten Bemerkung des Grafen gewährt, ungehört verhallte sie an dem tief in ihm wurzelnden jüdischen Glauben, von dem er die Tochter ebenso durchglüht wähnte.

„Ich kenne mein Kind, sie wird den Bestimmungen des Vaters sich fügen“, dieser einstige Ausspruch Samuel's war Judiths Gedächtniß nicht entschwunden, seine Bedeutung ihr klarer denn je. Ihr Herz krampfte sich zusammen, und mit Entsetzen gedachte sie Ismaels, und einer seinerseitigen, erneuten Bewerbung. Doch Samuel hatte auch gesagt, daß er sein Kind nie verkaufen würde. Dies tröstete sie, so blieb ihr doch Zwang erspart, konnte sie eventuell unvermählt bleiben, mit dem ewigen Liebestraum, im keuschen, warmen Herzen.

Lasciate ogni speranza, vo ich' entrate — ja, die Hoffnung mußte Judith draußen lassen, wenn sie eintrat in den Kreis der Betrachtungen, die der Zukunft und der Liebe ihres Herzens galten. (Schluß folgt.)

Jüdische Silhouetten aus Galizien.

Von Nathan Samuely.

XVIII „Nur nicht jüdisch!“

(Schluß.)

„Gefällts Ihnen bei uns, Herr Epstein?“ fragte sie

„Ja“ erwiderte er, „es geht sehr lustig zu!“

„Meinen Sie nur heute“ stolzirte Madame Janette — „immer so! Wir führen es ganz christlich! — Ich sage Ihnen, Herr Epstein, können Sie mir glauben, daß alle, die zu uns herkommen, nur mit Grafen und Fürsten verkehren!“

„So“ meinte Epstein gedehnt.

„Ei freilich, wir haben nichts mit Juden zu thun. Meinen Sie nur jetzt — i, seit vielen, vielen Jahren — unsere Olga soll leben sagt immer: „nur nicht jüdisch!“

Epstein lächelte.

„Wenn Sie erst sehen sollten, Herr Epstein“ plapperte unterdessen Madame Jeanette fort, „wie unsere Olga von allen diesen Herren verehrt wird — ich sage Ihnen wie ein Gott, rein, wie ein Gott! Und erst die Herren Offiziere, die werfen sich ihr einfach zu Füßen. Und meinen Sie, sie versäumen einen Tag herzukommen? Nein, sie essen hier, sie trinken hier, sie sind unsere Hausleute. Und Sommers erst, da vergeht Ihnen kein Tag, daß nicht irgend ein Offizier unserer Olgaleben ein Blumenbouquet bringen sollte.

Ich könnte sie Ihnen zeigen, Herr Epstein, sie sind schon ganz eingetrocknet, aber ich sage Ihnen, ganze Haufen!"

Die gute Madame Jeanette hätte wohl noch so manches geplappert, aber Fräulein Olga merkte von der Ferne, wie Mama sich in so große Geschwätzigkeit vor dem Herrn Epstein erging und fürchtend, sie könnte ja alle ihre „Jüdischkeiten" ausplaudern, beeilte sie sich, diesem ein Ende zu machen, indem sie das Lockenköpfchen graziös wiegend und mit einem Blumenbouquet in Händen rasch herbeikam.

„Man sieht's Ihnen an, Fräulein Olga" sagte Epstein sich an diese wendend, „daß Sie eine große Blumenfreundin sind . . ."

Olga nahm eine schwärmerisch affectirte Miene an.

„Ach", rief sie mit einem verzückten Aufschlag ihrer schönen Augen, „Ach, wie liebe ich die Kinder Flora's!"

„Eine sehr liebenswürdige Neigung" warf Epstein leicht hin „denn diese Kinder lehren uns am besten natürliche, ungekünstelte Anmuth!"

Um den Eindruck dieser ätzenden Bemerkung rasch zu verwischen, bot er ihr gleichzeitig den Arm und lud sie galant ein, mit ihm sich ins Clavierzimmer zu begeben, um mit ihm eine vierhändige Partitur zu spielen.

Eine neue glänzende Eigenschaft, die sie gar nicht vermuthet! Mit welcher meisterhaften Fertigkeit flogen seine Finger über die Tasten hin, wie voll und sicher sein Anschlag — ein vollendeter Künstler!

Vom zweiten Zimmer schallten die wirren Rufe der Spieler und Zecher hinein und zwischendurch ertönte jetzt der laute Ruf des Hausherrn:

„Zum Nachtmahle, meine Herren und Damen, bitte zum Nachtmahle!"

Die Herren und Damen machten sich mit lautem Getöse auf und ordneten sich in Reihe und Glied.

Im nächsten Augenblicke sauste die illustre Gesellschaft wie ein Eisenbahnzug durch das Clavierzimmer, in welchem Olga und Epstein sich befanden, je eine Dame am Arme eines Herrn, — eine große lange Reihe, welche die Eltern Olga's abschloßen.

Olga erhob sich und lud mit einem bestrickenden Lächeln ihren Gast, den Herrn Epstein, ein, sich mit ihr ebenfalls zur Tafel zu begeben. Was blieb ihm anders übrig? Er bot ihr höflich den Arm und schloß sich hinter den Eltern Olga's dem Zuge an.

„Ah, wie schön!" erhob sich ein allgemeiner Ruf, als man im Speisesaale anlangte.

Mitten auf dem Tische, der mit allen möglichen Weinen, kalten und warmen Speisen bedeckt war, strahlte wie eine einzige Riesenflamme der Christbaum in tausend bunten Wachslichtchen, jedes mit einer farbigen Seidenschleife und einer frischen Knospe geschmückt. . .

„Ah, ein Christbaum!" konnte auch Epstein den Ruf nicht unterdrücken . . .

„Unsere Olga versteht schon etwas zu arrangiren!" belobte sie der Vater.

„Ob sie versteht! Wer denn?" ergänzte die Mutter. „Wie würde unser Haus aussehen, wenn nicht sie?"

„Aber Papa, aber Mama!" wehrte Olga bescheiden ab, „ich weiß nicht, was ist da Großes daran?"

„Freilich", ließ sich Papa nicht zurückhalten, „sie bewegt sich aber auch nur unter Christen!"

„Und unter welchen Christen!" fügte Mama hinzu.

„Das sieht aber auch wirklich recht christlich aus!" stimmte jetzt auch Epstein in das Lob der Eltern ein.

„Wäre traurig, wenn's jüdisch aussehen sollte!" lachte Olga, ihren Arm fester an ihn schmiegend — „doch was ist Ihnen?" unterbrach sie sich, „Sie scheinen sich an etwas erinnert zu haben!"

„Ja wohl" erwiderte Epstein sanft seinen Arm von dem ihrigen befreiend. „Ich weiß gar nicht, wie ich daran vergessen konnte. In der That, wenn nicht der Christbaum hier, es wäre mir aus dem Gedächtniß geschwunden!"

„Wie?" fuhr Olga bestürzt zurück „Sie wollen uns schon verlassen?"

„Ich bedauere lebhaft" rechtfertigte sich Epstein, „meine Sache ist unaufschiebbar!"

„Aber um Gotteswillen!" entsetzte sich Madame Jeanette, „Sie werden uns das doch nicht thun!"

„Leider ich muß", betheuerte Epstein ihr galant die Hand küssend.

„Geht nicht, junger Mann!" mengte sich jetzt auch der Herr Adjunkt im Gespräche „Klara!" wendete er sich an seine Frau, „wie sagt nur unser Freund der Graf Laschizki? — Mitgefangen — Mitgehangen!"

„Bedauere lebhaft", rechtfertigte sich Epstein mit komischem Ernst „nicht in der Lage zu sein, mich jetzt hängen zu lassen!"

Wie fein er das sagte, ohne im mindesten zu verletzen.

Die Damen, die aus diesem Gespräche es erfuhren, worum es sich handelt, gaben ihrem Bedauern aufrichtigen Ausdruck, daß der ihnen so lieb gewordene Fremde sie schon verlassen will.

„Aber Herr Epstein!" schmachtete Olga „Ich bitte, bleiben Sie!"

„So geschmeichelt ich mich, gnädiges Fräulein, durch Ihre Bitte fühle" erwiderte Epstein, ihr in so zartsinniger Weise die Hand zum Abschiede reichend, daß es kaum ein Christ besser treffen könnte „ist mir doch das Bleiben jetzt hier unmöglich, und ich will Ihnen gern den Gegenstand meiner Erinnerung nennen, damit Sie es selber einsehen!"

„So sagen Sie nur", stimmten Vater, Mutter und Tochter ein, „was Sie denn so Dringendes noch heute zu verrichten haben!"

„Die Chanukalichtchen anzuzünden!" erwiderte Epstein mit einer eleganten, durchaus nicht jüdischen Verbeugung vor der ganzen Gesellschaft und verschwand auf — Nimmerwiedersehen.

Auch ein Duell.

Eine wirkliche Begebenheit erzählt von Lehrer Mannsbacher.

Es war in der Aera Stöcker. Der Antisemitismus war zu einer epidemischen Seuche geworden, welche immer drohender den Kindern Israels die geballte Faust entgegenstreckte. So kam es, daß auch auf einem westfälischen Bahnhofe — wir wollen ihn Kriegau nennen — ein eifriger Apostel des „zweiten Luther", die Welt mit dem Mondlichte seiner neuen Weisheit zu beglücken suchte. Einige anwesende semitische Merkursjünger fanden das Ganze anfangs lächerlich, alsbald aber wurde es ihnen unangenehm und lästig. Nicht auf den Kopf gefallen, verstanden sie dem Herrn Hetzer in einer Weise zu dienen, welche alsbald die Lacher auf ihre Seite brachte, was wiederum zur Folge hatte, daß der eifrige Moralprediger plötzlich seine Visitenkarte hervorzog und einen der Angegriffenen — sagen wir Herrn Cohn aus L. — zum Duell herausforderte; was diesen Letzteren umsomehr ergötzte, als er in seinem Gegenüber einen Collegen erkannte, d. h. nach der Seite des wirklichen Berufs. „Es thut mir leid" replicirte er, „Ihnen nicht mit dergleichen Sächelchen dienen zu können. Ich führe nur meine Musterkarte, von welcher Sie Gebrauch machen können. Mein Name ist Julius Cohn aus L. Es hat mich recht amüsirt, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben!" In diesem Augenblick fuhr ein Zug vor, welchem der College und Stöckerapostel zustürzte, dabei in die Worte ausbrechend: „Sie sollen noch von mir hören, Sie Mauschel, Sie!"

Etwa vier Wochen später — Herr Cohn hatte die Geschichte schon vergessen — klopft's eines Morgens an die Thür seines Comptoirs. Auf das „Herein" treten zwei Personen in sein kaufmännisches Heiligthum, nämlich Herr „Hetzer" und ein Freund, dessen Begleitung Herrn Cohn bald klar werden sollte. „Sie müssen sich mit mir schlagen", das war der Inhalt der Morgenbotschaft, welche Herrn Cohn

in gütiger Gefälligkeit die Wahl ließ, ob er durch Pistolen oder Säbel in „Abrahams Schoß" eingehen wolle. „Wählen Sie die Waffe, wovon Sie sich den meisten Erfolg versprechen, hieß es und sorgen Sie für eine Assistenz, wie ich dies ebenfalls gethan habe". Auf dem Gesichte des Herrn Cohn erschien zuerst ein Zug ernsten Nachdenkens, der aber einem grimmigen Lächeln Platz machte, als er, sich erhebend, sagte: „Entschuldigen Sie einige Augenblicke, damit ich das Nöthige besorge, dann will ich den Herren sofort zu Diensten stehen. Nach etwa 10 Minuten trat er in Begleitung zweier Arbeiter wieder ein und sagte, indem er seinen Meterstab zur Hand nahm: „Diejenige Waffe, womit ich die schönsten Erfolge erzielt habe, ist meine Elle, welche auch diesmal ihre Schuldigkeit thun wird. Sekundanten an die Arbeit!" Damit griff er zu, die Arbeiter faßten an und in einigen Minuten waren Duellant und Sekundant gründlich verarbeitet, damit beschäftigt, die Güte des Cohn'schen Straßenpflasters zu untersuchen, wobei ihnen Herr Cohn hohnlächelnd zurief: „So, meine Herren, habe ich Sie nach Wunsch bedient, und empfehle ich mich für weiteren Bedarf. Auf reelle Bedienung können Sie stets bei mir rechnen". — Das war das berühmte Duell von L., wovon die Gerichte bis heute noch geschwiegen haben. Es kann zur Nachahmung bestens empfohlen werden.

Das Peßach-Geschenk des Rabbi.*)

Zum Peßachfest erhielt ein Rabbi
Von einem Freund' ein Fäßchen Wein;
Der lud sogleich manch' liebe Gäste
Zum „Sederabend" zu sich ein.

Als diese nun erschienen waren,
Da zapfte man vom Faß den Wein;
Doch, statt des rothen Rebensaftes
Floß Wasser in den Krug hinein.

War böse Absicht hier im Spiele?
Wollt' täuschen man den frommen Mann?
Die Gab' kam ja von einem Freunde,
Und Trug war's nicht, was der ersann.

Dies ist jedoch die Sacherklärung:
Nicht Einer war's, der ganz allein
Den Wein dem Rabbi senden wollte:
Der Geber wollten Viele sein.

Doch dachte Jeder: da das Fäßchen
Gefüllt von Andern wird mit Wein,
So dürft's nicht schaden, wenn er selber
Ein Fläschchen Wasser göß' hinein.

Harrow, April 1887. Chotzner.

Aus dem Spruchschatz des Talmud.

Poetisch übertragen von Max Weinberg.

Durch mehr thun, als dazu gehört,
Ward oft schon „gut" in „schlecht" gekehrt.

* * *

Besser ein Nachbar, der nah ist,
Als ein Bruder, der nicht da ist.

* * *

Leicht lernt man das Schlechte
Und so schwer das Rechte.

* * *

Die Leuchte am Tage,
Was nützt sie dir, sage?

* * *

Hast du Wissen, was fehlt dir?
Fehlt dir Wissen, was bleibt dir?

* * *

Auch Meisters Kunst ein End' hat,
Wenn er kein Instrument hat.

*) Nach dem Englischen im „Cornhill Magazine", April 1885.

 **Räthsel-Aufgaben.** 

I. Deutsches Silben-Räthsel.

Von A. Sabor in M.

Aus folgenden 29 Silben:
be da e el ge hu ja jew ko kow la les li li no ni ni ni ne o or ples ral si sing ur vid zan ze.
sollen 11 Worte gebildet werden, deren Anfangs- resp. Endbuchstaben von oben nach unten gelesen die Namen zweier bedeutender jüdischer Männer der Gegenwart, eines Gelehrten und eines Parlamentariers, ergeben.

Die Worte bezeichnen:
1. gemeinsame Eigenschaft beider Männer.
2. einen Propheten.
3. einen römischen Dichter.
4. eine russische Gouvernements-Stadt.
5. ein berühmtes Fürstenhaus in Italien.
6. einen deutschen Dichter.
7. einen Propheten.
8. einen griechischen Philosophen.
9. ein Gefäß.
10. Kriegshafen und Festung in Rußland.
11. ein Werkzeug.

II. Deutsches Namen-Räthsel.

Von Jacob Kaufmann, Lehrer in Essen.

In einem Namen, liebes Kind,
Vier Eigennamen enthalten sind.

1. Eine Jungfrau bin ich, Dir wohlbekannt,
In Frankreichs Geschichte oft genannt.
2. Streichst Du die erste Silbe fort,
So stand ich einst an heil'gem Ort.
3. Noch einen Laut von vorne streich'
Dann hast Du mich von Oesterreich.
4. Doch nimmst Du die letzte Silbe mir gleich,
Bezeichne ich König und Kutscher zugleich.

III. Hebräisches Logogryph.

Von C. in N.

„Von Deinem Leibe bleib' es fern!"
So lautet ein Gebot des Herrn.
Nun klug die Zeichen combinirt!
Ein Gottesmann dann aufmarschirt,
Aus dem ein Engel wird ersteh'n,
Wenn wir geschickt das Wort umdreh'n;
Doch vorher werde noch gesetzt
Sein erster Laut zu allerletzt.

Auflösung der Räthsel in Nr. 16.

I. **Adam. Madame.**
II. **Jona — Nathan, Jonathan.**
III. a. **Nissan, Nassi.**
b. מַחֲלָה (Krankheit), חַלָּה (Kuchen).

Das Göthe'sche:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh'.

Ins Hebräische übersetzt von Dr. Mandelkern in Leipzig.

הַמְּנוּחָה.	**Ein Gleiches.**
מִכָּל־כִּפּוֹת וּשְׁפָיִים	Ueber allen Gipfeln
מֵעַל כָּל־גִּבְעָה רָמָה	Ist Ruh:
תַּקְשַׁבְנָה הָאָזְנַיִם	In allen Wipfeln
אַךְ־הַשֶּׁקֶט וּדְמָמָה;	Spürest du
בַּעֲלֵי־כָנָף וְאֵבֶר	Kaum einen Hauch;
בַּיַּעַר יְשֵׁנוּ עַתָּה,	Die Vöglein schweigen im Walde.
חַכֵּה־נָא מְעַט הַגֶּבֶר	Warte nur, balde
חִישׁ תָּנוּחַ גַּם אַתָּה!	Ruhest du auch.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.